

Nr. 288 Bydgoszcz / Bromberg, 18. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(17. Fortsetzung.) — — (Nachdruck verboten.)

„Wer sollte diese Fälschung gemacht haben?“ warf Dupont ein und stopfte seine Pfeife von neuem. „Ihre Stiefmutter etwa? Winni? Nun, ich habe sie ziemlich gut gekannt und halte es für ausgeschlossen. Ihre Schreibfertigkeit war viel zu unausgebildet, um zu einer Testamentsfälschung zu reichen. Sie mochte schlau sein, aus dem Instinkt heraus, aber sie war nie geschickt.“

„Nach dem Grundsatz: „Wem könnte es sonst nützen?“ kommt nur Lombard als Täter in Frage“ Michaels Behauptung klang wie eine unumstößliche Tatsache, er hatte es immer angenommen, nie daran gezweifelt.

„Mein lieber Junge“, sagte Frank Dupont nach einer Weile angestrengten Nachdenkens, „mein lieber Junge, eine unbegründete Bezichtigung Lombards kann sehr gefährliche Folgen für Sie haben.“

„Wieso?“ fragte Michael. „Was kann für mich noch Gefahr bedeuten?“ Und plötzlich lachte er.

Dem alten Anwalt tat dieses Lachen weh. So lachte kein normaler Mensch, so lachte ein Verzweifelter, der mit dem Leben abgeschlossen hatte. Aber es war sinnlos zu schweigen, mit seinen Befürchtungen hinter dem Berge zu halten, ihm eventuell Hoffnungen zu machen und gegebenenfalls verantwortlich für irgend eine Handlung Rauters zu werden, die sich auf seine Ratschläge gründete. Dupont sprach jetzt langsam und deutlich, trotzdem klang seine Stimme dünn und alt.

„Ganz abgesehen davon, daß Sie keinen Anwalt in ganz Amerika finden würden, der sich Ihrer Sache annähme — schon weil Lombard über reichlichere Mittel verfügt und sich die besten Leute kaufen und die weniger guten bezahlen kann, — ganz abgesehen davon, kann es Sie in die gefährliche Lage bringen, von neuem auf Ihren Geisteszustand untersucht zu werden . . .“

„Aber ich bitte Sie, so hören Sie doch, Dupont, ich habe meinen Entlassungsschein, ich habe in Ammersfort einen Zeugen, ich . . .“

„Michael“, unterbrach ihn der erfahrene Anwalt und redete ihn zum ersten Male mit seinem Vornamen an; es klang zärtlich, als wolle ein Vater ein unvernünftiges Kind beschwichtigen. „Gewiß, es spricht gegen Lombard, daß er einen französischen Arzt bestochen hat, ein falsches Gutachten abzugeben. Aber welche Beweise besitzen wir für diese Bestechung?“

„Das Zeugnis von Ammersfort immerhin, daß sein Kollege auf dem Totenbett, von Gewissensbissen geplagt, ihm gestanden hat, daß er in einer durch verfehlte Spekulationen eingetretenen geldlichen Zwangslage sich von Lombard zu einem solchen Gutachten verleiten ließ. Seine Aussage, daß ein gesunder Mensch als Verrückter eingesperrt im Irrenhaus sitze.“

„Kind“, sagte Dupont nun wirklich und lächelte traurig, denn Rauter, ein fünfundvierzigjähriger erwachsener Mann, war für ihn in diesem Augenblick wirklich nichts anderes als ein kleiner Junge, der an die ewige Gerechtigkeit glaubte. Lombard wird das alles abstreiten. Wird vielmehr behaupten, daß Sie Ammersfort bestochen haben und daß dieser, um sich zu decken, das Märchen von dem Geständnis auf dem Totenbett erfunden hat.“

Wieder wurde es still zwischen den beiden Männern. Die Lichter flirrten, die Hochbahnen donnerten vorüber. Hin und wieder schrillte gellend die Hupe eines Polizeiautos, das sich mit atemraubender Geschwindigkeit seinen Weg durch die menschenüberfüllten Straßen auf der Verfolgung nach Verbrechern bahnte.

„Wem soll der Richter glauben?“ sagte Dupont. „Ein Richter, der vielleicht den Ehrgeiz hat, als Kandidat aufgestellt ist, von Lombard abhängt . . . Aber selbst wenn wir den günstigsten Fall nehmen, selbst wenn Sie dem Richter den Willen zur Objektivität zubilligen, wem wird er schließlich glauben müssen: einem fremden Arzt oder dem großen Lombard? Die Antwort ist nicht schwer, Michael.“

„Das hieße also: ich soll einem Schurken, von dem Sie und ich wissen, daß er durch wer weiß welche Machenschaften sich in den Besitz meines Eigentums gesetzt hat, das Werk, das mein Vater aufgebaut hat, kampflos überlassen?“

„Wenn es eine Fälschung war“, sagte Dupont erbarmungslos, „so ist diese Fälschung ausgezeichnet. Sie, Michael, sagten, daß Sie selbst der Überzeugung gewesen seien, die Handschrift Ihres Vaters vor sich zu haben.“

„Sie sehen also keinen Weg, auf rechtmäßige Weise mei Eigentum zurückzubekommen?“

„Winni Lombard, die einzige, die sprechen könnte, ist tot“, erwiderte der Anwalt und zuckte die Schultern.

Michael antwortete nicht. Seine Aussichten waren also hoffnungslos.

Hoffnungslos! Er unterdrückte mit Mühe eine Antwort, die nur Entsetzen und Warnungen bei dem treuen Freund hervorgerufen hätte. Er stand auf. Er mußte eine unvorsichtige Bewegung gemacht haben, denn die kleine Vase, die neben ihm auf dem Schreibtisch gestanden hatte, fiel klirrend auf den Parkettboden und zerbrach.

„Leben Sie wohl, Dupont, und haben Sie vielen Dank für die so sinnlos verschwendete Zeit.“

Dupont blieb in seinem Stuhle sitzen. Er fror plötzlich, obwohl es warm in dem Zimmer war, alle amerikanischen Zimmer waren in der Regel überheizt. „Ich bin ein alter Mann“, sagte er leise. „Ich habe viel gesehen und erlebt und trotzdem glaube ich an die Gerechtigkeit, die schließlich doch siegen wird, wenn wir auch nicht den Weg sehen, der die Wahrheit ans Licht bringen wird.“

Michael wußte, daß Dupont log, wußte, daß der andere ihm nur Mut machen, ihn nur aufrichten wollte.

„Haben Sie vielen Dank“, sagte er noch einmal und hielt die dünne kleine Hand des Anwalts zwischen seinen starken, warmen, lebendigen Fingern. „Aber geben Sie sich keine Mühe . . . es wird dann zu spät sein.“

Er ging sehr schnell aus dem Zimmer und durch ein dunkles Büro. Auf dem Flur jedoch brannte ein helles Licht und blendete ihn.

Es gab nur einen Weg zur Gerechtigkeit, den uralten schrecklichen und bedingungslosen Weg — Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Er blieb einen kurzen Augenblick lang auf dem Flur stehen, bevor er auf den Knopf drückte. Der Expreßlift schoß zu ihm herauf und mit ihm hinunter.

Auf der Straße war es jetzt völlig dunkel, soweit es Nacht in Newyork sein kann. Wie leuchtende Burgen eines Riesen ragten Manhattans Türme in die rötlich schimmernden Wolken. Fröhliche Menschen strömten in die Lichtspielhäuser, in die Theater, in die Restaurants, müde von der Arbeit, aber aufgepeitscht von Hoffnungen, Lüsten und Wünschen.

Einstmals hatte auch er zu diesen Menschen gehört. Wie lange war das her? Fünf Jahre nur oder eine ganze qualvolle Ewigkeit? Es sollte Leute geben, die durchhielten, was auch kommen mochte, Leute mit einem starken Willen und einer großen Lebensfreude, Leute, die skrupellos waren, die ein dickes Fell hatten, sich aus nichts etwas machten und selbst, wenn sie es nicht schafften, nicht verzweifelten.

Die Zeit drehte sich plötzlich um vierzig Jahre zurück. Michael Rauter ging als kleiner Junge zwischen seinen Eltern durch Neuwork, durch eine fremde Stadt. Hatte sich diese Stadt viel verändert? Nur ihre Fassade war größer geworden. Es herrschte aber noch immer der Kampf aller gegen alle. Newyork, erbarmungslos, korrupt und voller tausend Möglichkeiten. Ein Konglomerat von Menschen: Chinesen und Japaner, Italiener, Deutsche, Mexikaner und Australier, Engländer und Franzosen, englische Kanadier, französische Kanadier, Inder und Schweden, Dänen und Norweger, Türken und Griechen und Indianer, Schweizer und Holländer, Südamerikaner. Der Abschaum der Menschheit und unter ihnen auch die Besten der Welt. Plötzlich dachte Michael deutsch, was seit Kindertagen nicht mehr geschehen war, wiederholte er die Worte seiner tapferen kleinen Mutter, die am Marsche nach Klondike gestorben war: „Ich habe Sehnsucht . . .", aber er hatte nie gewußt, wonach sie Sehnsucht hatte.

Dann dachte er an Carol. Ein brennendes Verlangen, eine Frau zu spüren, überfiel ihn plötzlich, sprang ihn an wie ein wildes Tier, ein unkontrollierbares Gefühl, einen anderen Menschen in die Arme zu nehmen, ihn zu besitzen, bevor alles zu Ende war. Er verhielt seinen Schritt. Er konnte Carol anrufen. Sie würde kommen. Aus Mitleid, aus Freundschaft und Großzügigkeit, aber es würde tot und leer zwischen ihnen sein und auch noch das Letzte, was schön in seinem Leben gewesen war, mit einem schalen Geschmack bedecken. Er dachte an Edith Zylander, sah sie vor sich stehen, in ihren abgetragenen Kleidern mit dem süßen verzweifelten, müden Gesichtchen. Sie hatte ihm einen Brief geschrieben — bitte nicht böse sein . . . — und war fortgegangen. Er dachte wieder an Lombard, der noch immer von Newyork abwesend war und von dem kein Mensch wußte, wo er sich befand. Er hatte nichts mehr zu tun, als auf ihn zu warten. Es war ganz einerlei, was er in der Zwischenzeit anfing.

An einer Straßenecke stand ein Mädchen. Es war stark geschminkt und nicht mehr ganz jung. Es mußte Michaels prüfenden und zögernden Blick bemerkt haben, denn es kam auf ihn zu, mit kleinen wiegenden Schritten.

„Ganz allein, mein Herr?" sagte es und lächelte. Er sah sofort, daß die Wimpern unecht waren, geklebt, er sah aber auch, daß unter dem kecken geschminkten Mund ein anderer Mund stand, der Hunger hatte.

Er roch das Parfüm, das billig war und stark und wollte schon weitergehen, aber unter dem billigen und ordinären Parfüm roch das Mädchen ganz leicht und zart nach Frau.

„Wo wollen Sie essen gehen?" fragte er und blieb stehen. Das Mädchen sah ihn an, als wäre er verrückt. Es war nur ein billiges kleines Mädchen, das nicht gewohnt war, sich etwas aussuchen zu können.

„Mir ist alles recht", sagte es dann.

Michael lächelte, ohne daß das Mädchen es merkte. Sie gingen nebeneinander und das Mädchen versu[chte] Konversation zu machen. Es war ein rührender Versu[ch], aber er ging darauf ein. Er wußte nicht warum, aber die Fremde tat ihm leid. Es tat ihm ganz einfach leid, daß er imstande war, irgend ein Mädchen zu kaufen, für das er nichts fühlte, daß das Schicksal diese Unbekannte zwang ihm die Zeit zu vertreiben, einem Manne, von dem sie nichts erwarten konnte. Aber er war froh in diesem Augenblick, daß es nicht Carol war, die neben ihm ging oder Edith. Dann hätte er es sich nie verzeihen können. Michael war ein sauberer Mensch und irgendwie schämte er sich vor sich selber. Ich habe kein Recht, dachte er, und wohin bin ich gekommen, dachte er, Lombard — er treibt mich . . .

Er führte das Mädchen in ein Restaurant, das am Wege lag und fütterte es wie ein junges, kleines, verhungertes Tier.

„Nicht zu schnell essen", mahnte er einmal. Die Fremde konnte sich kaum bezähmen, die Speisen zu verschlingen.

„Aber ich bin heute ein bißchen hungrig", gab sie zurück, „sonst . . ." Und schon aß sie wieder. Michael aß nichts. Er lehnte ihr gegenüber und rauchte und versuchte, sie nicht anzuschauen, um sie nicht zu stören. Als sie endlich fertig war und beide einen Kaffee getrunken hatten, fragte er wie vorhin: „Was wollen Sie nun tun?"

Und wieder sah ihn das Mädchen an, das erst seit einem Monat in Newyork war und noch nicht ganz hart und abgebrüht. „Könnten wir in ein Kino gehen?" fragte es schüchtern und sein Gesicht hellte sich auf, als es ihn nicken sah. Michael nahm ein Taxi und sie fuhren den Broadway hinunter. Im Kino versuchte die Unbekannte, ihre Pflicht zu tun zärtlich zu sein, und er ließ ihre Hand in der seinen liegen. Dann saßen sie im Kino, das Mädchen aß jetzt Eiswaffeln und wenn es nicht Eis aß, kaute es den Gummi, den er ihm kaufte. Und immer wieder kam die Hand wie ein kleines Tier auf ihn zugekrochen und streichelte ihn sanft und zärtlich und sehr dankbar für ein reichliches Essen und die guten Plätze und den Kaugummi.

Der Film war gut und aufregend und viele Schüsse fielen. Michael schloß die Augen. Aber das Mädchen schmiegte sich an ihn, wenn es Angst hatte und manchmal schrie es leise auf vor Aufregung, wie ein kleiner Vogel im Schlafe schreit. Michael dachte an Lombard und er dachte an Edith, aber er dachte nicht an Carol. Es war spät nach Mitternacht, als das Kino aus war. Das Mädchen war begeistert und traurig zu gleicher Zeit. „Warum", fragte es und sah Michael an, „warum geht immer in Filmen alles gut aus und die Heldin findet am Schluß ihren Geliebten, der, obwohl tausendmal in Lebensgefahr, fast unverletzt immer davonkommt, während alle anderen sterben . . . oder ein armes Mädchen gewinnt plötzlich ein großes Los . . . oder jemand ganz Unscheinbarer, der sich furchtbar abplagt, wird plötzlich durch einen besonders intelligenten Mann entdeckt und hat dann allen Erfolg der Welt?"

Michael ließ die Fremde plaudern, er antwortete nur mit einem kurzen Ja oder Nein, gerade wie es angebracht schien. Seltsam erschien es ihm nur, um diese Stunde, daß sich das Leben tatsächlich manchmal so abwickelte oder hatte es nu[r] der Film verstanden, ein paar ausgefallene Schicksale u[n]d Glückszufälle auf eine Generallinie zu bringen, um seine Pflicht zu erfüllen und dem amerikanischen Volk Hoffnungen vorzugaukeln?

Er führte das Mädchen in die Bar eines Hotels, wo es sich einen mit vielen Früchten gemischten Drink bestellte. Er selber trank Whisky wie am Nachmittag Das Mädchen wiegte sich im Takte der Musik, knabberte Salzstangen und Käseküchlein und genoß den Abend. Schließlich brachen sie auf und fuhren in sein Hotel.

Sie waren kaum in seinem Zimmer angelangt, als es an die Türe klopfte. Das Mädchen fuhr zusammen und flüchtete ins Badezimmer, Unannehmlichkeiten fürchtend. Aber es war nur ein Page, ein kleiner Junge mit einem übermüdeten Kindergesicht.

„Verzeihung", sagte er, „aber man hat soeben vergessen, Ihnen ein Telegramm auszuhändigen."

Michael riß das Telegramm auf. Für einen Augenblick schwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Dann wurden sie deutlicher, setzten sich zu sinnreichen Worten zusammen und gaben den Text: „Bin in Not. Edith." Es folgte der Name eines kleinen Hotels. Michael las den Aufgabeort: Hollywood.

(Fortsetzung folgt.)

Adventserinnerungen.

Von Emmy Ball-Hennings.

Wie soll ich dich empfangen
Und wie begeg'n ich dir,
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seele Zier . . .

Wie gern habe ich dieses Lied im Advent gesungen, allabendlich um vier Uhr in der Schule mit vielen anderen Kindern zusammen. Der Lehrer selbst sang mit, und unsere jungen Stimmen klangen so froh, als wollten sie einander umarmen.

Wie wundervoll ist es, in der Freude mit vielen einig zu sein und in Erwartung zu singen: Wie soll ich dich empfangen?

Das ist die Liebesfrage im Advent, die immer wieder in uns auftaucht, wenn das Weihnachtsfest nahe bevorsteht.

Es wurde früh dunkel und doch war es irgendwo licht und hell. Durch das hohe Fenster sah man am Himmel den ersten Stern schimmern. Jeden Abend war er da, wenn wir sangen. Es war der Herold unter den Sternen, der Millionen kommende Sterne ankündigte. Dann wieder war es Gabriels und Mariens Stern. Oder es war derselbe Stern, den die fremden Könige einst gesehen. Die heiligen drei Könige, die einem Stern nachgegangen waren, und mit ihnen war die Sehnsucht der fernen Völker gewandert, die noch nichts vom Jesuskinde wußten und sich doch schon nach ihm sehnten. Denn die Sehnsucht nach Erlösung lag in jedem Menschen. Das war uns gesagt worden, und jetzt wußten wir es für immer. So sehr von weitem waren sie gekommen, die drei Weisen aus dem Morgenlande, umgeben von fremdländischem Duft, beladen mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, singend auf dem Wege: O aller Welt Verlangen . . .

Wie reich sie doch waren, diese Sternerfüllten, reich an Liebe und an Gold! Irgendwo aber mußten sie doch ihre Paläste verlassen haben, ihre stolzen, glänzenden Häuser ließen sie leer stehen, da sie nach Bethlehem gingen. Sie waren ja Könige, und doch schienen sie ihre Kronen vergessen zu haben um Jesu willen.

Jeder König sang dasselbe, was wir in der Schule sangen:

Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis,
Will deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß . . .

Noch stand das Zeichen am Himmel, und nichts war leichter als Sterndeuten. Beim Nachhauseweg von der Schule ging immer der Stern mit mir. Er eilte mir voraus oder folgte mir. Der Stern behielt den Menschen im Auge. Und einmal hatte er über dem Stall zu Bethlehem gestanden, zwischen den Zweigen eines Palmenbaumes geglänzt. „Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten."

Oh, ich erinnere mich, wie meine liebe Mutter von der Geburt Jesu erzählte. Was waren alle Märchen gegen dieses eine, das die Wahrheit aller Wahrheiten enthielt? Die Kunde war mir noch neu, und ich hatte noch nicht gar viel von Jesus gehört. Es war so tief erstaunlich und schön, daß das Jesuskind alles von mir wußte, immer gewußt hatte. Und daß es dann so klein war, daß man das Verlangen trug, es wie ein Brüderchen zu betrachten.

Nicht genug konnte man davon zu hören bekommen, und Mutter wußte so lieb Bescheid, als wäre sie dabeigewesen. Alles, aber auch alles ließ sie sich abfragen.

Advent ist mehr! . . .

Das macht es noch nicht:
daß wir uns freuen am weichen Kerzenlicht,
daß wir die alten, lieben Lieder singen,
und unsere Herzen miteinander klingen –
daß wir verblaßte Wunder neu bedenken,
und unser Schaffen zarter Liebe schenken –
Advent ist mehr:
Ist Stillestehn und ernstliches Besinnen,
ist: alte Pfade lassen -- Neubeginnen
von innen her . . .
bis wir von Bergen in den Talgrund fliehn,
und wir uns sanft in Demut knien,
und wieder rufen lernen mit dem Sehnsuchtsschrei:
„Komm, Heiland Du der armen Welt
und mach uns frei!"

Maria Nels.

„Mutter, sag, warum ist das Jesuskind nicht daheim geboren worden im Hause seiner Eltern? Hätte der liebe Gott nicht machen können, daß Maria und Joseph nicht in Wohnungsnot kamen? Der liebe Gott hätte auch die Volkszählung leicht verlegen können, meine ich. Und daß die beiden mit ihrem Kinde fliehen mußten! Mutter, du hast vergessen zu sagen, ob wohl ein Ofen im Stall zu Bethlehem war? Wenn das Kind auch gut eingehüllt war in Windeln und Wolle, kann es doch nicht recht warm gehabt haben. Und Maria und Joseph? Ob es nicht kalt war in der Nacht?

Bei uns im Wohnzimmer glühte und wärmte das Feuer. Die Ofentür stand geöffnet, und wir saßen um den Ofen und sahen in die schöne Glut. Die Lampe war noch nicht angezündet. Mutter liebte es, uns Kindern in der Dämmerung zu erzählen, und man sah und dachte nichts anderes als an die wundersame Geschichte von der Geburt Jesu. Wie lieb und warm war es bei uns! Wie leicht hätte hier ein Kind geboren werden können! Es hätte in meinem Kinderbett schlafen können, unter der hübschen blauen Decke. Wie schade, daß wir damals nicht in Bethlehem waren. Wie sehr ich dies bedauerte! Meine Eltern hätten bestimmt das Jesuskind aufgenommen mitsamt seiner holden Mutter und dem heiligen Joseph. Dies wäre schon gegangen, wenn man sich ein wenig eingeschränkt hätte. Wir hatten ja oben eine Dachkammer, und dann die kleine Abseite, und ich hätte mit Rebekka leicht im Holzraum schlafen können. Rebekka war dazu bereit, daran fehlte es nicht. Und in der Küche, auf unserem Herd mit drei Kochlöchern und einem Wasserschiff, war es eine Kleinigkeit, für zwei Familien zu kochen. Einige Teller und Schüsseln hätten wir vielleicht noch gebraucht, aber das war das wenigste. Das hätten die Nachbarn uns ja auch zur Not geliehen. Etwas Geld hätte Vater sich zum voraus geben lassen können vom Werftdirektor, dem man ja leicht erklären konnte, warum man Geld brauchte, und wer bei uns zu Gaste war.

Onkel Erich, der gleich nebenan wohnte, war Zimmerer und hatte eine eigene große Werkstatt, und ob der heilige Joseph nicht bei Onkel Erich Arbeit annehmen würde? Mutter hielt dies nicht für ausgeschlossen. Onkel Erich hätte den heiligen Joseph so gut wie zum Meister machen können, und beide würden sich dabei nicht schlecht gestanden haben. Aber bei uns hätten alle drei wohnen müssen. O wie wundervoll! Wie unausdenkbar schön! Ob die Heilige Familie wohl einverstanden gewesen wäre? Wenn sie gesagt hätten: „Ja, wir kommen ganz gern —!"

„Mutter, meinst du, daß sie „Ja" gesagt hätten?"
„Ich weiß es nicht, mein Kind. Es kann sein."

Es kann sein. Es hätte sein können! Ach, wir konnten ja auch nicht dafür, daß wir in eine so späte Zeit geraten waren. Schade, wirklich schade. Aber man konnte doch durch die Jahrhunderte zurücklaufen wie durch eine Allee, bis man nach Bethlehem kam, wo das göttliche Kind im Stall lag.

„Und warum lag es im fremden Stall?"

„Es geschah nach dem Willen Gottes. Und das Jesuskind wollte wohl dadurch zeigen, daß es nur ein Gast und ein Fremdling auf der Erde war. Es kam doch vom Himmel und war bei seinem Vater im Himmel daheim. Auch wir sind nur zu Gaste hier, und einmal müssen auch wir das Haus verlassen . . ."

Und nun brach Mutter das Gespräch ab, um uns das schöne Adventslied zu singen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her . . ."

Dieses Kapitel ist dem bereits empfehlend angezeigten Erinnerungsbuch der Dichterin entnommen, das unter dem Titel „Blume und Flamme" im Verlag Benziger (Einsiedeln und Köln) erschienen ist.

Astronomie für den Hausgebrauch.

Kleine Sternenplauderei von Hans Winter.

Es gibt Gestirne, die mit verschiedenen Geschwindigkeiten sich entweder von uns entfernen oder auf uns zueilen. Ganz besonders rasch ergreifen die am weitesten von der Erde entfernten Sternnebel die Flucht vor dieser. Aber auch die Geschwindigkeit, mit der sich gewisse Sterne uns nähern, muß Laien achtunggebietend erscheinen. So eilen zum Beispiel jahraus jahrein die Sterne Spica mit 16 Kilometer, Atair mit 36 Kilometer, Pollux mit 70 Kilometer und Wega mit 84 Kilometer in der Sekunde auf uns zu. Ängstliche Gemüter, welche vielleicht einen Zusammenstoß befürchten brauchen sich aber keine Sorgen zu machen. Die Wega befindet sich eine Million mal weiter als die Sonne von uns entfernt, und benötigte, wenn sie ihre heutige Bahn beibehalten würde, volle 80 000 Jahre, um zu uns zu gelangen. Also keine Bange.

Um sich halbwegs eine Vorstellung über das Größenverhältnis und die Entfernung von Sonne und Erde machen zu können, hat der englische Astronom Young ein anschauliches Bild gebraucht. Er meinte, man nehme eine die Erde darstellende Kugel von zehn Zentimeter Durchmesser und stelle in 120 Meter Entfernung einen die Sonne versinnbildlichenden Ball mit ungefähr 11 Meter Durchmesser auf, dann könne man sich eine Vorstellung über Größenverhältnisse und Entfernung der beiden Himmelskörper machen.

Der Mondenschein, der von den Dichtern so oft besungen wurde, wird von verliebten Pärchen hoch geschätzt. Er darf sich aber mit dem Sonnenschein nicht vergleichen. Der berühmte Zöllner behauptete, daß erst 618 000 Vollmonde die gleiche Helle wie die Sonne zu verbreiten vermöchten. Vielleicht liegt eben darin der Grund zur Beliebtheit des Mondenscheines bei den erwähnten Idealisten.

Seit undenklichen Zeiten pflegen die Erdbewohner gewisse Gestirne zu Sternbildern zu vereinen, welche sie mit Namen belegen. Auffallend ist es, daß zum Beispiel schon die alten Griechen einen Stern „Bootes", zu deutsch „Ochsenhüter", nannten, welchen die alten Chinesen mit derselben Bezeichnung belegten. Ähnlich verhält es sich mit dem Sternbilde des „Großen Bären", das nicht nur von sämtlichen Kulturvölkern des Mittelmeerbeckens, sondern auch von den Indianern Nordamerikas so benannt wurde. Am ganzen Himmel zählen wir 88 Sternbilder, von denen sich aber 34 auf dem südlichen Himmel befinden, und bei uns niemals sichtbar sind. Sternbilder bestehen ausschließlich aus Fixsternen, die aber keineswegs „fix" sind, sondern deren Bewegung nur wegen ihrer ungeheuren Entfernung fast nicht wahrgenommen werden kann.

Mit irdischen Gebirgen verglichen, weisen die Berge des Mondes wesentlich größere Höhen auf und zeichnen sich durch besonders zahlreiche Steilabhänge aus. Man führt diesen Unterschied darauf zurück, daß die Mondgebirge nicht wie die unseren durch fließende Gewässer abgetragen wurden, sondern infolge der vom Wassermangel hervorgerufenen Trockenheit zerbröselten. Die auf dem Monde nachgewiesenen ungeheuren Temperaturunterschiede (Frank W. Very stellte solchen zwischen Minus 273 Grad Celsius und Plus 180 Grad Celsius fest) dürften ebenfalls zur Zerklüftung der Mondoberfläche beigetragen haben.

Neben größeren und kleineren Meteoren fällt auch ununterbrochen kosmischer Staub auf die Erde, der als Überbleibsel von in der Erdatmosphäre verpufften Meteoren angesehen wird. Untersuchungen solchen Staubes — gleichgültig, wo er gefallen war — zeigten stets, daß er stark eisenhaltig ist. Man nimmt an, daß jährlich mehr als 20 Millionen Kilogramm kosmischer Staub auf die Erde fällt. Nordenskjöld, der auf Spitzbergen weite Schneefelder mit solchem Staub bedeckt vorfand, wird sich aber trotzdem irren, wenn er behauptet, daß der Erdball hauptsächlich aus vom Himmel gefallenem Staub aufgebaut sei, der sich im Laufe der Jahrmillionen um einen verhältnismäßig kleinen ursprünglichen Kern angesammelt habe.



Bunte Chronik



Knie schminken — sehr modern.

Aus Amerika wird eine neue Mode-Entdeckung gemeldet. Man fand, daß bei der gegenwärtig herrschenden Kleidermode in den warmen Gebieten der USA die Knie der Frauen durchaus den Blicken der Öffentlichkeit ausgesetzt sind. Die Knie sehen aber angeblich in ihrer gewöhnlichen Farbe nicht reizend genug aus. Weshalb man dazu überging, sie zu schminken. Sie leuchten jetzt rot unter den kurzen Röckchen oder unter dem Badeanzug hervor.

*

Irrsinnige als Erdbeben-Propheten.

Der Leiter einer Irrenanstalt in Kobe, Japan, machte kürzlich in einer Fachzeitschrift die interessante Mitteilung, daß sich seine Patienten als Erdbeben-Propheten erwiesen hätten. Vor dem Ausbruch eines Erdbebens zeigten die Kranken ungewöhnlich starke Erregungszustände, die sich bis zu Tobsuchtsanfällen steigerten. In medizinischen Kreisen ist bekannt, daß auch Gesunde vor solchen Katastrophen eine Neigung zur Nervosität besitzen. Sie ist jedoch nicht so stark ausgeprägt wie bei Nervenkranken. Diese beruhigen sich nach der Mitteilung des japanischen Mediziners nach dem Abklingen des Erdbebens sofort wieder.



Lustige Ecke



Der Traum.



„Was willst du denn werden, mein kleiner Freund, wenn du groß wirst?"

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg